

Vorwort

In diesem Buch setze ich mich mit der Vergangenheit meines Vaters auseinander, der vom Spätsommer 1942 bis April 1945 der Waffen-SS angehörte – obwohl ich stets zu hören bekomme, dies seien „alles olle Kamellen“, wenn ich Themen wie die Nazi-Zeit oder den letzten großen Krieg und die schuldhafte Verstrickung der Deutschen darin anspreche. Sowohl im Kollegen- als auch im Bekanntenkreis. Tatsächlich scheint das Desinteresse umso größer zu werden, je größer die zeitliche Distanz zu den dunkelsten zwölf Jahren in der deutschen Geschichte wird. Nicht mehr zeitgemäß. Mit dem „ganzen braunen Scheiß hab ich nichts zu tun“, wehren viele jeden Gedanken daran ab. Sie wollen vergessen, sich nicht auseinandersetzen, stattdessen die „Walser-Tour“ fahren, wie Ignatz Bubis dieses Denken kurz vor seinem Tod sarkastisch geißelte. Eine mittlerweile durchaus verbreitete Meinung in der Nachkriegsgeneration. Viele, die ihr angehören, glauben, als „Spätgeborene“ von vornherein von der Schuld, die das Volk der Dichter und Denker auf sich lud, nicht betroffen zu sein. So macht das Schlagwort von der „Gnade der späten Geburt“ die Runde. Ursprünglich von dem Publizisten Günter Gaus geprägt, wurde es in der ersten Hälfte der 1980er Jahre vom damaligen Bundeskanzler Kohl im Sinne eines Schlussstrichs missbraucht. Eine gefährliche Verwendung. Denn stellt man einen Vergleich an, kommt man nicht umhin zu bemerken, dass sich solche Leute meiner Generation eigentlich nicht anders als ihre Väter verhalten, die mehrheitlich schwiegen und jede Auseinandersetzung mit ihrem Tun in der Nazi-Zeit und im Krieg abblockten. Und dafür stets kritisiert wurden und werden. Allein schon die Ähnlichkeit im Abwehrverhalten zeigt eine erschreckende Kontinuität des Verdrängens, Lügens und Rechtfertigens. Auf

die Spitze getrieben hat es im Januar 2017 der AfD-Mann Björn Höcke, der laut stern.de vom 18. Januar 2017 in einer Rede die „dämliche Bewältigungspolitik“ verurteilt und eine „erinnerungspolitische Wende um 180 Grad“ gefordert hat.

Natürlich haben die Nachkriegsgenerationen direkt keine Schuld an den Verbrechen ihrer Großväter und Väter. Sie denken und handeln allerdings verantwortungslos, wenn sie wie sie mit dem Desinteresse und Verdrängen fortfahren. Denn so wirkt das Gift über die Generationen hinweg weiter und wird wie der Stab in einem Staffellauf weitergegeben. Katrin Himmler, die Großnichte Heinrich Himmlers und Autorin des Buches *Die Brüder Himmler*, beklagt in einem Interview mit spiegel.de¹ aus eigener Erfahrung, „wie alles verschwiegen wurde und wie die Täter sich selbst nach '45 dargestellt haben. Wie sie ihre eigene Rolle verharmlosten und dadurch wieder ihre Kinder belasteten und dieses schwere Erbe weitergegeben haben.“ Bis in die Generation der Enkel hinein. Katharina Ohana, Autorin des Buches *Ich, Rabentochter*, ist deshalb überzeugt davon, dass selbst den sogenannten Kriegsenkeln „unverarbeitete Traumata des Zweiten Weltkrieges vererbt“ worden sind. In einem Interview mit stern.de² sagt sie: „Ich gehöre zur Generation der ‚Kriegsenkel‘. Bei uns treten viele unverarbeitete psychische Altlasten hervor, die von unseren Eltern, den Kriegskindern, nicht verarbeitet worden sind. (...) Ihre Ängste haben die Kriegskinder dann später ihren Kindern (...) weiter gegeben.“ Und sie warnt: „Wir (die Enkel, H.J.M.) sind in gewisser Weise noch kriegsbeschädigt und gerade dabei, diese Neurosen an unsere Kinder weiter zu geben, wenn wir nicht aufpassen“. Tatsächlich scheint es so zu sein, dass „diese dritte Generation (...) nicht so weit von den historischen Ereignissen entfernt (ist), wie immer wieder – von Jungen und Alten, vor allem aber von der Generation zwischen ‚ihnen‘ und ‚uns‘, also von unseren Eltern –

behauptet wird“, urteilt Claudia Brunner im Vorwort zu ihrem mit Uwe von Seltmann verfassten Buch *Schweigen die Täter, reden die Enkel* (2004).³

Diese Erfahrungen werden von psychoanalytischen Studien, die interessanterweise erstmals zu Beginn des 21. Jahrhunderts erstellt wurden, bestätigt. Dabei können einige Untersuchungsergebnisse zur Generation der während des Krieges Geborenen auch auf die Nachkriegsgeneration übertragen werden. Denn auch sie erlebte – wie ich – noch Väter, „die zwar in ihre Familien zurückkehrten, aber so krank, gebrochen oder emotional abgeschottet waren, dass sie die Kinder kaum noch erreichten. So wurden oder blieben sie ausgegrenzt, rätselhaft, gefürchtet oder gar verachtet“, schreibt Tilman Moser in seiner Rezension von Hartmut Radebolds Untersuchung *Abwesende Väter. Folgen der Kriegskindheit in Psychoanalysen*.⁴ Neben massiven psychischen Belastungen wie Angstzuständen, Depressionen, Panikattacken, Entfremdung und körperlichen Leiden wie koronare Erkrankungen stellen die Studien bei Kindern und Kindeskindern eine „intergenerationale Weitergabe“ fest: „Intergenerationell wurden eine gefühlsmäßige Unerreichbarkeit der Eltern, eine Aufforderung zur Identifizierung mit den erlebten Schrecken der Eltern (...) sowie eine Überforderung der nächsten Generation durch die Hoffnung, dass diese ihre traumatisierten Eltern psychisch auffangen und stabilisieren sowie ihre schrecklichen Erinnerungen aufbewahren sollten, weitergegeben“, referiert Hartmut Radebold in dem Aufsatz *Bei Diagnose historisch denken* für das Deutsche Ärzteblatt⁵. Diese Erkenntnisse stehen der These von der „Gnade der späten Geburt“ ganz offensichtlich entgegen. Mit der übrigens die Aufforderung an die Nachkriegsgenerationen verbunden ist, endlich einen Schlussstrich unter diesen Geschichtsabschnitt zu ziehen, sich nicht mehr damit zu belasten.

Obwohl sie belastet sind, womöglich die Fehler ihrer Großväter und Väter zu wiederholen.

Auch der Filmemacher Jens Schanze thematisiert in seinem mehrfach ausgezeichneten Dokumentarfilm *Winterkinder – Die schweigende Generation* (2005), in dem er der lange verdrängten NS-Vergangenheit in der eigenen Familie aus Sicht der Enkelgeneration auf der Spur ist, der Weitergabe des „schweren Erbes“ zwischen den Generationen. Er zeigt allerdings einen Ausweg aus dem scheinbaren Teufelskreis auf. Der Grimme-Preisträger kommt im Verlauf der Suche zu der Erkenntnis, „dass Verdrängtes und Verschwiegenes von Generation zu Generation weitergegeben wird“, aber nur „so lange nachwirkt, bis eine bewusste Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit erfolgt“⁶. Tatsächlich kann so die Tradierung des Verschweigens und Verdrängens durchbrochen werden. Nur so. Sich mit dem Geschehenen im Großen wie im Kleinen auseinanderzusetzen, so schmerhaft es für den Einzelnen auch sein mag, heißt: lernen zu wollen und bereit zu sein, die daraus zu ziehenden Schlussfolgerungen im Sinne eines „Nie wieder!“ in sein Leben, sein Denken und Handeln zu integrieren. Damit man nicht Gefahr läuft, unter Umständen zum Wiederholungstäter im Geiste oder sogar in der Tat zu werden.

Ich bin zehn Jahre nach der Befreiung geboren worden, 1955 also. Anders als die Enkelgeneration habe ich die ehemaligen Täter im Wirtschaftswunderland noch voll in Fahrt erlebt, nach Uwe Timm in seinem autobiographischen Roman *Am Beispiel meines Bruders* „eine kranke Generation, die ihr Trauma in einem lärmenden Wiederaufbau verdrängt hatte“⁷. Figuren, die sich schnell und scheinbar problemlos in Neu-Demokraten verwandelt hatten, sich aber im Überschwang oft verplapperten und ihre wirkliche, noch längst nicht abgelegte braune Gesinnung verrieten, weil sie den demokratischen

Neusprech nicht so ganz beherrschten. Sprich „Demokraten“ mit sehr wenig demokratischer Substanz. In diesem Kontext stellte und stellt mein Vater für mich die absolute Referenzfigur dar, der Stumm-Gebliebene, der mir – auch über seinen Tod hinaus – stets unbegreiflich bleiben wird. Darin erging es mir nicht anders als vielen anderen meiner Generation. Wie ihnen ist es mir bisher nicht gelungen, den fundamentalen Widerspruch aufzulösen: zwischen meinem Vater, wie ich ihn persönlich erlebte, und einem Mann, der abscheuliche Taten beging. Ich werde ewig hin- und hergerissen. Und ich vermute, dass er nicht weniger zerrissen war als ich. Allerdings aus anderen Gründen. Trotzdem ist es unmöglich, solche Väter als Sohn, als Tochter zu lieben und zu respektieren. Mir jedenfalls ist es nicht gelungen. Fast jeder Versuch, mich ihm zu nähern, machte mich zu seinem Verteidiger und brachte mich an den Rand des rechten Sumpfes. Möglicherweise war das einer der Gründe dafür, ihn stets unbewusst auf Distanz zu halten und emotional nicht an mich heranzulassen. Empathieverlust meinerseits inklusive. Stattdessen beherrscht mich tief im Inneren eine nicht schwächer werdende Wut, weniger auf ihn, vielmehr auf diejenigen, die ihn zum Killer abgerichtet hatten. Vielleicht weil sie es mir unmöglich gemacht hatten, meinen eigenen Vater zu lieben?

Neben den Mitgelaufenen und Tätern lernte ich auch ihre Opfer kennen, die überlebt hatten. War mit einigen sogar befreundet, mit Nazi-Verfolgten, die in Konzentrationslagern und Zuchthäusern eingesessen hatten, gefoltert worden waren, ständig das Ende vor Augen, oder in Strafbataillonen zum „Heldentod“ verurteilt worden waren: Kommunisten, Sozialisten aller Schattierungen, bürgerliche Freidenker, mutige, tapfere Frauen und Männer, die seit 1933 – und nicht erst seit 1944 – konspirativ gegen den Faschismus gekämpft hatten. Beim nächtlichen Verteilen von ein paar wenigen Flugblättern oder beim Pinseln von politischen Parolen auf Hauswänden

hatten sie ihr Leben aufs Spiel gesetzt. Sie waren die Träger des eigentlichen Widerstandes gewesen. Nicht wenige von ihnen waren später bemüht, das Erlebte weiterzugeben, vorausgesetzt, sie hatten überhaupt genug Kraft, darüber zu reden. Sie gaben sich alle Mühe, kamen zu uns, zur jüngeren Generation, in die Bildungseinrichtungen wie Schulen und Universitäten vor allem, um ihr Erlebtes und Erlittenes mit uns zu teilen, um uns Denkanstöße zu geben. Sie waren überzeugender als jeder Geschichtsunterricht. Diesen direkten Bezug zu Zeitzeugen, den meine Generation noch hatte, hat die Enkelgeneration – biologisch bedingt – allerdings kaum noch. Leider. Ein alter Nazi-Verfolgter sagte vor vielen Jahren zu mir, ironisch und beunruhigt zugleich: „Was soll werden, wenn wir ausgestorben sind?“ Die unmittelbaren Zeugen, die noch Zeugnis ablegen konnten, sind mittlerweile dahingegangen. Das authentische, das gelebte Wissen droht in Vergessenheit zu geraten. Denn die Erinnerung an 1933, den Holocaust und das Schlachten in Europa ist in Gefahr, sich in den nachfolgenden Generationen zu verflüchtigen – wie ein sich allmählich verziehender Nebel.

Nie wieder Faschismus, nie wieder Krieg! Wer wird künftig die jüngeren Generationen dazu auffordern, aus der Geschichte zu lernen? Besonders in Zeiten wie diesen, in denen Europa trotz der schrecklichen Erfahrungen, die seine Völker im 20. Jahrhundert machten, wieder auf dem besten Weg ist, deren Fehler zu wiederholen: Nationalismus, Chauvinismus, Rassismus und Faschismus sind wieder auf dem Vormarsch, selbst große Kriege werden wieder wahrscheinlich. Auch mitten in Europa. Vor diesem Hintergrund ist die Nachkriegsgeneration dazu aufgerufen, das Werk der antifaschistischen Zeugen fortzusetzen – meine Generation, die noch dicht an Tätern und Opfern dran gewesen ist. Aber auch wir sind in die Jahre gekommen. Deshalb dürfen unsere Erfahrungen, Eindrücke und Erkenntnisse, die wir in der

Auseinandersetzung mit unseren mehr oder weniger nazi-affinen oder zumindest indifferenten Eltern oft mühsam und schmerzlich errungen haben, nicht verloren gehen. Wer kann, muss sie bewahren und versuchen, sie an die jüngere Generation weiterzugeben. Diesem Anspruch habe ich beim Schreiben dieses Buches versucht, gerecht zu werden. Der Text ist das Ergebnis einer jahrzehntelangen Auseinandersetzung mit der Vergangenheit meines Vaters, aber auch mit meiner zwiespältigen Einstellung zu ihm, die mich oftmals quälte. Herausgekommen ist ein Form-Zwitter: zum einen eine sehr persönliche autobiographische Erzählung, in der sich auch der Autor selbst nicht schont; zum anderen ein Essay, der das Erzählte vor dem Hintergrund historischer Fakten reflektiert, vertieft, hier und da auch zuspitzt. Deshalb kommt der Text bisweilen gewollt polemisch daher, um historische Legendenbildungen, die sich hartnäckig halten, anzugreifen oder aktuelle politische Bezüge grell zu beleuchten. Einfach um der Erkenntnis willen: Der Schoß ist fruchtbar noch...

Hans-Jürgen Mülln, im Januar 2017

I.

Ich wurde wie von einer kalten Dusche geweckt, in dieser Nacht von Freitag auf Samstag. Eine Nacht, in der ein erster Frost den Winter ankündigte. Eine Nacht, in der ich schlecht schlief. Ein leichter Schlaf voll schemenhaft gebliebener Albträume und böser Ahnungen.

Sie sollten in dieser Nacht Gestalt annehmen. Die Ärzte hatten Vater nach sechswöchigem Aufenthalt in einer Gießener Klinik am Freitagvormittag entlassen. Er sollte das Wochenende zu Hause verbringen, bevor sie ihm in der darauf folgenden Woche die Lungen punktieren wollten. Sie hatten vor, es aus ihm herauszuziehen – jenes tödliche Wasser, das in seine Lungenflügel eindrang und sein schwaches Herz hartnäckig bedrohte. So die offizielle Verlautbarung. Tatsächlich rechneten die Götter in Weiß an jenem Wochenende mit seinem Ableben, wie sie einige Tage danach selbst zugaben, ohne seine Anverwandten, insbesondere seine Frau, meine Mutter, darauf vorzubereiten. Angeblich stirbt sich's im Schoße der Familie leichter. Seit er wieder zu Hause war, fühlte ich eine Unruhe, die mehr als ungewöhnlich war. Mein Bauch ahnte etwas. Nach zwei Jahren ständigen Fast-Sterbens des Vaters.

Meine Mutter war voller Panik, als sie mich in jener Nacht vom 10. auf den 11. November 1972 – etwa um vier Uhr morgens – mit den Worten weckte: „Der Papi stirbt!“

Verstört und schlaftrunken, die Dimension ihrer Worte noch nicht so recht begreifend, ging ich mit ihr hinüber ins elterliche Schlafzimmer. Es war kalt dort. Im spärlichen Dämmerlicht, das die Nachttischlampe an Vaters Seite spendete, sah ich ihn auf dem Rücken liegen, regungslos. Die Bettdecke war halb zurückgeworfen und das Oberteil seines

Pyjamas war aufgeknöpft, die Brust unbedeckt. Meine Mutter, die ich das erste Mal in meinem Leben hilflos und völlig aufgelöst erlebte, schluchzte: „Mach doch was! Er kriegt keine Luft!“

Hilflos schüttelte ich seinen massigen leblosen Körper. Mit beiden Händen drückte und presste ich auf seinem Brustkorb herum. Ein kläglicher Versuch, sein Herz am Laufen zu halten. Was ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht wusste: Die zum Bersten mit Flüssigkeit gefüllten Lungenflügel hatten das Herz bereits abgedrückt. Es hatte seit einigen Minuten aufgehört zu schlagen. Ich öffnete seinen Mund, legte zitternd Zeigefinger und Daumen um seine leblosen Lippen und presste die meinen – widerwillig, aber gezwungenermaßen – auf die Ränder des so geformten dunklen Lochs. Ich holte tief Luft und pustete kräftig. Immer wieder. Und erschrak. Das entsetzliche Gurgeln in seiner Kehle vergaß ich nie mehr. Ihm stand das Wasser sprichwörtlich bis zum Hals. Machte unmissverständlich deutlich, dass es bereits vorbei war. Mein Vater war tot. Meine Mutter brach in Tränen aus, als ich ihr meinen Befund mitteilte, der wenig später vom herbeigerufenen Notarzt offiziell bestätigt wurde. Vater war etwas über 47 Jahre alt geworden. Und er war endlich angekommen.

Angekommen? Wo denn? Wenn man alle Urteile, die je über seinesgleichen gefällt wurden und werden, zusammennimmt, dann einzig in der Hölle. Der einzige Ort, der ihm nach seinem Ableben zustand, war der ewiger Verdammnis und damit ewiger Qualen wie sie einst Tantalos erlitten haben soll – als ob Vater nicht schon im Diesseits genug Höllenqualen ausgestanden hätte. Auch in der jenseitigen Region hatte er, falls es sie überhaupt gab, also nichts zu hoffen – keine Vergebung, keine Erlösung, nicht einmal eine Endlösung. Ein Ort, an dem ihn die Rache einholen würde, an dem es nur eine Existenzform gab: entweder auf einer Streckbank oder auf einem ewig lodernden Scheiterhaufen.

Ein esoterisch angehauchter Psychologe, bei dem ich in späteren Jahren einmal in Behandlung war und dem ich davon erzählte, war dagegen völlig anderer Auffassung. Mein Vater sei in seinem Tod endlich dort angekommen, wohin es ihn in den zurückliegenden Jahren immer stärker hingezogen habe: zu seinen toten Kameraden und den Opfern, die durch seine Hand umgekommen waren. Opfer und Täter in einer Reihe? Zusammen liegend? Gemeinsamkeiten heuchelnd? Wie im ehemaligen Zisterzienser-Kloster Arnsburg, 60 Kilometer nördlich von Frankfurt am Main, das ich so oft besuchte, wo SS-Männer und ihre Opfer – getötete Zwangsarbeiter und KZ-Insassen – in trauter Eintracht gemeinsam begraben sind? Früher mehr Protest erregend als heute.

Nachdem der Hausarzt am frühen Morgen gekommen war, um den Tod meines Vaters offiziell festzustellen und zu bescheinigen, befand ich mich einen Augenblick allein im Sterbezimmer. Mutter, schwer unter Schock, war mit der schluchzenden Oma, ihrer Mutter, die zu Besuch war, und dem Arzt hinuntergegangen, um noch einige Formalitäten zu erledigen. Die Rollläden des elterlichen Schlafzimmers waren bereits hochgezogen. Die beiden Fenster standen weit offen. Als ob man dem flüchtigen Geist des Toten Gelegenheit geben wollte, das Haus schnellstmöglich zu verlassen. Eine Eiseskälte hatte sich im Raum breit gemacht, die ihre Entsprachung in meinem Inneren hatte. Die Sonnenscheibe war eben erst rot glühend hinter dem Horizont empor gestiegen, ohne Wärme zu spenden. Ihr Licht streifte das Gesicht meines toten Vaters, das eine Metamorphose zu durchlaufen schien: blaue, dunkelrote Flecken im Gesicht, die immer größer wurden, den Unterkiefer mithilfe eines Tuchs fixiert, das über seinem Kopf verknotet worden war und in zwei langen Eselsohren endete, die mich an eine Karikatur von Wilhelm Busch erinnerten, einen Patienten nach einer Zahnbehandlung zeigend. Groteske Verzerrung. 47 Jahre war

er alt geworden. Nur 47 Jahre! Der Krieg und die in ihm erlittenen Verwundungen hatten den ehemaligen SS-Mann eingeholt. Ich war 17, als er starb, mein jüngerer Bruder erst zwölf Jahre alt.

II.

Nichtsdestotrotz hatte Vater länger durchgehalten als sein um fünf Jahre älterer Bruder August, der den Spitznamen Auwi getragen hatte und noch keine 25 gewesen war, als ihn ein amerikanischer Tiefflieger über den Ardennen mit seinen Bord-MGs doch noch erwischt hatte, nachdem sich die dichten Winternebel im und über dem Wald verflüchtigt und die amerikanischen Kampfflieger wieder klare Sicht hatten. Einen Tag vor Weihnachten 1944 zerfetzte ein Kugelhagel den Leib des Bruders. Bis dahin hatte August unverschämtes Glück gehabt. Nach fast vier Jahren erfolgreichen Überlebenskampfes an allen europäischen Frontabschnitten. Statistisch gesehen betrug doch die durchschnittliche „Laufzeit“ eines Panzergrenadiers der Wehrmacht zum Beispiel in Russland nur elf Tage! Für die noch rücksichtsloseren und todessüchtigen Kämpfer von der Waffen-SS dürften die Lebenszyklen auf den Schlachtfeldern Europas noch kürzer gewesen sein. Nur fünf Monate vor dem Ende des Mordens hatte der Bruder meines Vaters endlich für Führer und Vaterland das Arschloch für immer zukneifen dürfen. Wie es sich für einen Deppen von der Waffen-SS gehörte. Mit nicht einmal 25 Jahren! Gemäß dem Motto der Waffen-SS: „Den Tod geben, den Tod nehmen.“ Seine zusammengekehrten Überreste liegen noch heute auf einem Soldatenfriedhof in der Eifel.

Auch ich stand ein einziges Mal vor seinem Grab. Ich war sieben Jahre alt, musste mitfahren, um dem mir unbekannten Onkel auch einmal die Ehre zu erweisen. Allerdings sträubte sich alles in mir gegen diesen Familienausflug. Ich wollte nicht dorthin, mir war unbehaglich zumute, und das Unbehagen wuchs, je näher wir der Schädelstätte kamen. Aber Kinder werden nicht gefragt – mitgefangen, mitgehängt.

Der innere Widerstand gegen diese Fahrt – ein rein gefühlbedingter Reflex eines kleinen Jungen, der sich instinktiv gegen die Atmosphäre des Morbiden in seinem Elternhaus wehrte, in dem Krieg, Krankheit und Tod omnipräsent waren und schon früh einen unlösbaren Zusammenhang für mich bildeten. „Papa hat wieder Kopfschmerzen“, wurden wir, das heißt mein jüngerer Bruder und ich stets von Mutter ermahnt. Die hatte er jeden Tag. Woche für Woche, Monat für Monat, Jahr für Jahr. Außer in den Bergen, weshalb wir den Urlaub für gewöhnlich im Allgäu zubrachten. Uns war klar gemacht worden, dass der letzte Krieg an Vaters desolatem gesundheitlichen Zustand schuld gewesen sei. Ja, Vater war mürbe, schwer angeschlagen. Und es wurde nicht besser. Ein Arzt hatte ihm irgendwann Ende der 1940er Jahre bereits reinen Wein eingeschenkt. Brutal, aber ehrlich. Er hatte, so berichtete meine Mutter, Vater ohne Umschweife ins Gesicht gesagt, dass er – wie sein Bruder – vor der Zeit abtreten werde. Seine Kriegsverletzung sei so schwer gewesen, dass sein Leben spätestens mit dem 50. Geburtstag abgeschlossen sein werde. Ob er diese ungünstige Prognose je ernst genommen hatte? Er ließ sich jedenfalls nie etwas anmerken.

Ich habe sie aufgehoben. Die Kugel eines Rotarmisten, die irgendwo auf den russischen oder ukrainischen Schlachtfeldern während eines Gefechts in seinen Rücken eingedrungen war. Ein knapp fünf Zentimeter langes, bleischweres Projektil, mit heute noch stechender Spitze, wenn ich meinen Zeigefinger darauf drücke, einer flügellosen Rakete nicht unähnlich. Aus seinem Fleisch herausgeschnitten, wurde sie Vater ausgehändigt. Er nahm sie vermutlich wie eine Trophäe an. Einem frisch gezogenen Milchzahn gleich, den der Junge mit nach Hause bringt, um ihn den Eltern triumphierend unter die Nase zu halten: Schaut, wie tapfer ich war! So war aus einem Geschoss, das unbedingt den Tod hatte bringen sollen, sogar ein Andenken, ein Souvenir geworden, das in der

Familie wie eine Reliquie weitergereicht worden war, bis es schließlich zu mir kam. Aber es war nicht diese Kugel, die Vaters Leben verkürzen sollte. Die hatte ihm Schmerzen, Feldlazarett und vielleicht sogar einen kurzen Heimaturlaub beschert. Nein, viel gravierender war der schwere Schädelbasisbruch aufgrund eines Unfalls gewesen, den er irgendwann im Sommer 1945 als Kriegsgefangener in einem sowjetischen Lager nördlich von Wien erlitten hatte. Wie es dazu gekommen war, ist übrigens eine mysteriöse Geschichte, auf die ich noch eingehen werde. Epilepsie war die Folge, um sie zu besiegen eine Operation am Gehirn notwendig. Nachdem der Eingriff erfolgreich verlaufen war, hatte Vater fortan keine unberechenbaren Anfälle mehr, keinen von Krämpfen gefolterten Körper, der sich am Boden wand, und keinen Schaum vor dem Mund. Stattdessen jeden Tag das Gefühl, ihm würde der Kopf platzen. Was für ein Tausch! Seither peinigte ihn ein übermäßiger Bluthochdruck, der trotz entsprechender Medikation seinem Herzen die Kraft raubte. Peu à peu.

Als Vater starb, war ich also 17. Als er in meinem Alter gewesen war, hatte er sich freiwillig zur Waffen-SS gemeldet. Endlich dabei sein! Wie sein älterer Bruder Auwi, der bereits wesentlich früher der Killertruppe beigetreten war. Wie mein Vater selbstverständlich aus freien Stücken. Und sicherlich begeistert darüber, in seinem ersten Einsatz 1940 Frankreich, den Erzfeind, mit überfallen zu dürfen. In der damals noch im Aufbau befindlichen 1. SS-Panzerdivision „Leibstandarte Adolf Hitler“, kurz LAH, der Elite in der Elite, wie sie sich selbst gerne sahen, in der zu jener Zeit nur handverlesene Arier mit Gardemaß akzeptiert wurden. Wie sein brüderliches Vorbild zog es auch Vater zur LAH, in der er ohne Probleme Aufnahme fand. Sein Bruder hatte bereits die Spur gelegt. Auwi hatte bis ins Jahr 1750 zurück nachweisen können, frei von jüdischen Einsprengseln zu sein und zu hundert Prozent

der arisch-deutschen Herrenrasse anzugehören, wie ich seiner Ahnentafel von 1939, die in meinem Besitz ist, entnehmen konnte. Sie zeigt aber auch, dass der Genpool, dem meine Vorfahren väterlicherseits entstammten, durchaus zu wünschen übrig ließ. Über die letzten zwei Jahrhunderte hinweg hatten sich meine Vorfahren väterlicherseits nur lokal begrenzt gepaart und fortgepflanzt, von Nachbardorf zu Nachbardorf sozusagen, Debilität und Erbkrankheiten in Kauf nehmend. Der germanische Herrenmensch erzeugt aus arischer Engzucht.